

und lachen. Sie beobachtet die Familie durch ihre Schlafzimmervorhänge und fragt sich, woher sie den Affen haben.

Ihr Vater ruft jede Woche an, um sie zu fragen: »Mija, wann kommst du nach Hause?« Was sagt ihre Mutter zu alledem? Sie stemmt die Hände in die Hüften und prahlt: »Das hat sie von mir.« Wenn der Vater im Zimmer ist, zuckt die Mutter nur mit den Schultern und sagt: »Was soll ich tun?« Die Mutter erhebt keine Einwände. Sie weiß, was es bedeutet, ein Leben voller Reue zu führen, und für ihre Tochter wünscht sie sich etwas anderes. Sie hat die Projekte der Tochter immer unterstützt, solange die noch zur Schule ging. Die Mutter, die die Wände

ihrer Chicagoer Wohnungen in blumigen Farben strich, Tomaten und Rosen in ihrem Garten pflanzte, Arien sang, Solos auf dem Schlagzeug ihres Sohnes übte, zusammen mit den Soul-Train-Tänzern Boogie tanzte, mit Maissirup Reiseposter an die Küchenwand klebte, ihre Kinder jede Woche in die Bücherei scheuchte, zu Konzerten oder ins Museum, die einen Button mit der Aufschrift »Feed the People Not the Pentagon« am Revers trug, die es nie über die neunte Klasse hinaus geschafft hat. Diese Mutter. Sie stupst ihre Tochter an und sagt: »Zum Glück hast du studiert.«

Der Vater hätte gern, dass seine Tochter eine Wetterfee im Fernsehen

wäre oder dass sie heiratet und Kinder bekommt. Sie will keine Fernseh-Wetterfee sein. Und auch nicht heiraten und Kinder bekommen. Noch nicht. Vielleicht irgendwann, aber es gibt noch so viele andere Dinge, die sie in ihrem Leben vorher machen muss. Reisen. Tango lernen. Ein Buch veröffentlichen. In anderen Städten leben. Einen *National Endowment for the Arts*-Award gewinnen. Die Nordlichter sehen. Aus einem Kuchen springen.

Sie starrt an die Decke und Wände ihrer Wohnung, wie sie früher an die Decke und Wände der Wohnungen gestarrt hat, in denen sie aufgewachsen ist, zeichnet imaginäre Bilder in die

Risse im Putz und denkt sich dazu Geschichten aus. Nachts sitzt sie mit Block und Stift im Lichtkegel einer billigen Metalllampe, die an den Küchentisch geklemmt ist, und tut so, als hätte sie keine Angst. Sie versucht, wie eine Schriftstellerin zu leben.

Woher diese Idee kommt, wie eine Schriftstellerin zu leben, weiß sie nicht. Sie hat noch nicht Virginia Woolf gelesen. Sie kennt weder Rosario Castellanos noch Sor Juana Inés de la Cruz. Gloria Anzaldúa und Cherríe Moraga schlagen sich auf ihren eigenen Wegen durch die Welt, aber von denen weiß sie nichts. Sie weiß überhaupt gar nichts. Sie erfindet das Nötige im Vorbeigehen.

Als das Foto der jungen Frau, die ich war, aufgenommen wurde, bezeichnete ich mich selbst noch immer als Dichterin, obwohl ich seit der Grundschule Geschichten geschrieben habe. Der Belletristik habe ich mich wieder zugewandt, während ich im Iowa Writers' Workshop Lyrik studierte. Dichtung, wie sie an der University of Iowa gelehrt wird, ist ein Kartenhaus, ein Ideenturm, aber ich kann eine Idee nur als Geschichte vermitteln.

Die Frau, die ich auf dem Foto bin, arbeitete neben ihren Gedichten gerade Schritt für Schritt an einer Serie von Textvignetten. Der Titel stand bereits fest: *Das Haus in der Mango Street*.